

ein und luden alle afghanischen Lehrer der Uni Peshawar und von afghanischen Privatschulen ein. Viele waren von der Idee begeistert, und als wir 1994 von der pakistanischen Regierung 300 Millionen Rupien zur Verfügung gestellt bekamen, begannen wir mit dem Aufbau. Die afghanische Regierung versuchte die Gründung zu stören, weil man Angst hatte, daß sich Auswirkungen auf die Politik ergeben könnten. Alle fünf privaten Universitäten, eine davon für Frauen, vereinigten sich zu einer Universität und wählten mich als Rektor. Es gab zunächst Pläne für elf Fakultäten, neun wurden bis jetzt eingerichtet. Inzwischen bin ich Berater und habe mich jetzt aus gesundheitlichen Gründen etwas zurückgezogen. Assadullah Shinwari, ein Lehrer von der Universität Kabul und Religionsgelehrter, ist neuer Rektor.

Läuft der Betrieb der Universität seit der Gründung ungestört?

Die Universität wurde aufgrund finanzieller Engpässe oder politischer Bedenken seit der Gründung dreimal geschlossen, am 1. September 1999 war die letzte Wiedereröffnung. Anfang dieses Jahres führte ich Gespräche mit Bill Burt von der Weltbank, mit Vertretern von UNHCR, EU und anderen Nichtregierungsorganisationen. Jetzt endlich ist Hilfe in Sicht. Auch die Regierung der pakistanischen 'North West Frontier Province' will die Universität unterstützen, damit sie schnell auf eigenen Füßen steht.

Es fehlen uns Laborausrüstungen, Instrumente und Fachbücher, ohne die kein sinnvoller Unterricht abgehalten werden kann. Für Transport und angemessene Räumlichkeiten für Frauen müssen wir besondere Sorgfalt walten lassen, damit unsere Studentinnen nicht in das Kreuzfeuer der Kritik geraten.

Es gibt zur Zeit 600 Studentinnen und 1.500 Studenten die in getrennten Gebäuden unterrichtet werden sowie 170

männliche und weibliche Lehrer. Die Studiengebühr beträgt 500 Rupien pro Monat. Ältere männliche Lehrer unterrichten auch an der medizinischen Fakultät für Mädchen.

Wie sieht es mit der Akzeptanz der Universität aus und werden die Abschlüsse anerkannt?

Die Abschlüsse der medizinischen Fakultät werden jetzt nach langen Verhandlungen anerkannt, die anderen Fächer müssen noch folgen. Die Taliban tolerieren und akzeptieren die Universität inzwischen. Die Unterrichtssprachen sind Paschtu und Persisch, alle LehrerInnen sind AfghanInnen. Gewünscht ist eine Annäherung an die Universität in Kabul; die Curriculumentwicklung beider Universitäten sollte gemeinsam erfolgen. Andere Universitäten erkennen die afghanische Hochschule noch nicht an, deshalb muß eine Kooperation mit der Kabuler Universität erreicht werden - nur so sehe ich eine Anerkennung gewährleistet.

Es ist geplant, daß die Universität nach Afghanistan zurückverlegt wird, wenn Frieden eingekehrt ist. Aber ich könnte mir auch vorstellen, daß sie in Peshawar bleibt. Peshawar ist grenznah und ein sicherer Platz, viele Afghanen leben hier. Zumindest zur Zeit ist dies die einzige Möglichkeit für afghanische Mädchen, eine Hochschulausbildung zu bekommen. Viele kommen extra aus Afghanistan, um hier in Peshawar zu studieren, die männlichen Studenten sind größtenteils bereits hier ansässig.

(Prof. Dr. Durrani studierte Geschichte in Peshawar, Archäologie in London, und Anthropologie in Philadelphia. Er war Rektor der Universität von Peshawar und später Rektor der afghanischen Universität. Das Gespräch mit ihm führte Susanne Thiel)

Kein Schnee, kein Brot

Afghanistan zwischen Währungskrise, Dürre und drohender Hungerkatastrophe

von Jan Heller

Afghanistan wird von der schwersten Dürre seit fast 30 Jahren heimgesucht. Besonders schwer betroffen ist der Süden des Landes. Er ist Teil eines "Dürrebogens", der vom indischen Unionsstaat Rajasthan im Osten bis in zentrale Gebiete Irans um Yazd reicht. Erste Todesopfer werden gemeldet. Die UNO geht davon aus, daß zu erwartende Ernteausfälle die Situation in Afghanistan in der zweiten Jahreshälfte noch erheblich verschärfen werden.

Sechs Lastwagen standen an einem Abend Anfang Mai vor dem Büro des UN-Flüchtlingskommissariats (UNHCR) im ostafghanischen Jalalabad. Die bunt bemalten, mit Koransprüchen verzierten und über und über - von der Fahrerkabine bis zur Stoßstange - mit metallenen Amuletten behängten Bedford-Trucks hatten nicht das Übliche geladen: Holz aus den letzten bedrohten Waldgebieten Nordostafghanistans, geschmuggelte Fernsehgeräte und Kühlschränke vom Golf oder einfach gebrannte Ziegel zum Wiederaufbau kriegs- oder erdbebenzerstörter Häuser. Stattdessen saßen ein paar Dutzend Flüchtlingsfamilien, gerade aus Pakistan zurückgekehrt, auf ihren gebündelten Habseligkeiten und blickten unsicher auf das Treiben in der staubigen Straße.

Die Männer, Frauen und Kinder gehören zu dem nur noch dünnen Rinnsal von

Afghanen, die nach über 20-jährigem und noch immer anhaltenden Krieg aus den Nachbarländern Pakistan und Iran nach Hause zurückkehren. Nachdem die Mujahedin 1992 Kabul erobert hatten und die Hoffnung auf ein Ende des Krieges wuchs, kamen Hunderttausende. Doch als der Krieg weiterging, und besonders nachdem die Taleban große Teile des Landes eroberten und ihr menschenrechtsfeindliches Regime etablierten, fielen die Zahlen wieder rapide auf wenige Tausend im Jahr ab.

Flüchtlings-Repatriierung gestoppt

Das Rinnsal der Rückkehrer ist nun noch schmaler geworden, denn am 5. Mai stoppte das UNHCR die Flüchtlings-Repatriierung in den Süden Afghanistans. Dort herrscht seit Wochen Dürre, laut übereinstimmenden Angaben der

UNO und der Taleban-Behörden die schlimmste seit 1971. Ein Ende ist nicht abzusehen. 2,5 bis drei Millionen Menschen, so Schätzungen, leben in den betroffenen Gebieten in den Provinzen Kandahar, Helmand, Zabul, Uruzgan und Nimroz. Der Helmand, der größte Fluß Afghanistans, führt stellenweise so wenig Wasser, daß man ihn durchqueren kann, ohne sich die Knie naß zu machen. Der Kabul-Fluß, der in den Indus mündet, ist bis weit auf pakistanisches Gebiet ausgetrocknet.

Der Ernst der Lage wurde auch den Hilfsorganisationen nur langsam deutlich. Während in pakistanischen Zeitungen Ende März schon Fotos von verendetem Vieh gedruckt wurden, wiegelte ein Vertreter des humanitären EU-Büros ECHO in der Region noch ab: "In Afghanistan folgt auf ein schlechtes Jahr ein noch schlechteres. Das war schon immer so." Anfang Mai hieß es dann, die Lage sei "ernst", so James Barker, örtlicher Vertreter der UN-Ernährungsorganisation FAO, "aber noch nicht kritisch". Das steht nun auch bevor, denn die UNO erwartet wegen des ausgebliebenen Frühjahrsregens nun auch große Ausfälle bei der Weizenernte. FAO und das 'World Food Programme' (WFP) rechnen mit einem Rekorddefizit von 1,1 bis 2,2 Millionen Tonnen bei dem wichtigsten Grundnahrungsmittel des Landes. Sie hoffen, ein Zehntel davon kompensieren zu können - wenn genug von den Geberländern kommt.

Nachdem in Afghanistan schon 1998/99 der trockenste Winter seit 40 Jahren verzeichnet wurde, fiel auch in diesem Winter viel zu wenig Schnee. Dessen Schmelzwasser aber ist die Hauptquelle für die Bewässerung, von der große Teile der afghanischen Landwirtschaft abhängen. Die nächsten Niederschläge fallen in Afghanistan aber frühestens im November. Da im Süden Afghanistans traditionell nur eine Ernte eingebracht wird, steht hier ein Komplettausfall für dieses Jahr bevor. Nicht nur die Getreideernte ist betroffen, auch die Obst- und Mandelgärten verdorren. Damit wird sich die Lebensmittelversorgung im Land noch weiter verschlechtern und auch der Export in Mitleidenschaft gezogen. Trockenfrüchte sind eines der wenigen Ausführprodukte Afghanistans. "Kabul kann ohne Gold leben", sagt ein altes afghanisches Sprichwort, "aber nicht ohne Schnee".

Ende einer Lebensweise?

Am härtesten haben die Viehnomaden zu leiden, deren Schaf- und Ziegenherden unter normalen Umständen - und auch das sind Temperaturen bis zu 50 Grad und extrem niedrige Niederschläge

- die spärliche Vegetation in der Wüste Registan abweiden. Ihre Herden sind nach jüngsten Angaben der Taleban zu 80 Prozent vernichtet, die UNO sprach vor wenigen Wochen von 50 bis 60 Prozent, nachdem die wenigen Wasserquellen versiegt. Die Taleban setzten zunächst Hubschrauber der Luftstreitkräfte ein, um Wasser und Nahrungsmittel in die Dürregebiete zu bringen. Später evakuierten sie mit LKW-Konvois 8.000 bis 15.000 Nomadenfamilien in die nächsten Städte, wo sie leichter mit Hilfsgütern versorgt werden können. Mindestens drei Lager wurden für sie in den Distrikten Mardscha, Panjwayi und Dand errichtet, aber auch an der Straße zum Flughafen von Kandahar sieht man ihre Zelte.

In einem Dorf am ausgetrockneten Fluß Arghestan in Südost-Afghanistan sah ein australischer Reporter Anfang Mai, noch vor der Evakuierung, wie den Menschen nur die gekochten Wurzeln des Wüstengrases Alfalfa als Nahrung geblieben waren. "Kinder erhalten Priorität" schreibt er, weil auch das nicht für alle reicht. Auch im zentralafghanischen Hazarajat berichteten Einwohner dem Autor, daß viele Menschen wegen Brotmangels gezwungen seien, Gras zu essen. Inzwischen trafen auch die ersten Meldungen über Todesopfer ein. Der in Peshawar (Pakistan) ansässigen 'Afghan Islamic Press' zu Folge starben 25 Menschen, vor allem Kinder, in Shorabak (Provinz Kandahar) und Hazarajuft (Helmand) an Dehydration oder Hunger. Aber wegen der äußerst schwachen Infrastruktur dringen kaum Nachrichten aus den am stärksten betroffenen Gebieten heraus - anders als im benachbarten Pakistan.

Es muß hervorgehoben werden, daß es sich bei der Hilfe der Taleban um die erste breiter angelegte soziale Maßnahme handelte. Ihnen wird sonst - auch in der Bevölkerung, aber nicht offen - vorgeworfen, sie gäben den letzten Dollar für den Krieg aus. Nach Angaben des UN-Koordinationsbüros für humanitäre Hilfe überlassen die Taliban die Versorgung der Dürreopfer mittlerweile aber der internationalen Gemeinschaft, der sie zudem vorwerfen, zu wenig zu tun. "Es ist bedauerlich, daß keine humanitäre Hilfe die Region erreicht hat", beschwerte sich Maulawi Muhammad Yunus, der Chef des Flughafens Kandahar, der die Evakuierung leitete, in einem Interview mit der englischsprachigen Taleban-Zeitung 'Kabul Times'.

Auch wenn im UN-Jargon nur Teile Ost-Afghanistans von der Dürre "moderat betroffen" sind, kann man sie in Jalalabad auf den ersten Blick erkennen:

Selbst auf den über 4.000 Meter hohen Gipfeln der Spinghar-Kette, die im Nor-

den den Kabul-Fluß begleitet, liegt kaum noch Schnee, ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Hier wird gerade der Frühjahrsweizen eingebracht, für den noch einigermaßen ausreichend Wasser vorhanden war. Doch auch davon seien schon Teile auf dem Halm verbrannt, berichtet ein afghanischer Agraringenieur, der bei einer ausländischen Hilfsorganisation arbeitet.

Weil der Niederschlag zu gering war, ist der eigentlich fruchtbare Boden nicht feucht genug für die zweite Saat. Sie wird zu großen Teilen nicht aufgehen, befürchtet der Ingenieur. Ein örtlicher Vertreter der UN-Ernährungsorganisation FAO bestätigt das. Die zweite Ernte wird seinen Erwartungen nach "kaum etwas" einbringen, meint er. "In vier, fünf Monaten", sagt er, "werden die Menschen wirklich Probleme mit der Nahrungsmittelversorgung bekommen." Auf ganz Afghanistan bezogen, steht schon die zweite Mißernte nacheinander bevor.

Längst sind auch Gebiete beträchtlich weiter nördlich betroffen. Dürreschäden werden aus dem Hazarajat (Zentral-Afghanistan), der Region nördlich von Kabul und selbst aus Maimana nahe der usbekischen Grenze und aus der Provinz Badghis an der Grenze zu Turkmenistan gemeldet. Bewohner von Dörfern aus der nördlich von Kabul gelegenen fruchtbaren Shimali-Ebene berichten von zunehmender Wasserknappheit, die zu Streitigkeiten führt. Wer seinen Anteil am Wasser aus den Bewässerungskanälen haben will, muß die von den Taleban eingesetzten Distriktbeamten und 'Mir-Ab' (traditionelle Wasserverteiler mit beträchtlicher Macht, inzwischen ebenfalls oft von den Taleban eingesetzt oder mit diesen im Bunde) bestechen. Wer sich beschwert, wird mit falschen Beschuldigungen - etwa Waffenbesitz - unter Druck gesetzt.

Auch in den Städten wird das Wasser knapp. In Kandahar, dem Zentrum der Dürreregion im Süden, trocknen die Brunnen in den Moscheen aus. Neun von zehn Einwohner der Stadt holen dort ihr Wasser. Auch in der Hauptstadt Kabul macht sich die Dürre in einem sinkenden Grundwasserspiegel bemerkbar. Weil parallel dazu die Wasserqualität zwangsläufig sinkt, drohen nun auch Seuchen auszubrechen. In anderen Städten im Süden sieht es ähnlich aus. Schon vor der Dürre hatten nach UN-Angaben nur fünf Prozent der Afghanen Zugang zu sauberem Trinkwasser.

Bei den Viehnomaden dauert es, UN-Angaben zu Folge, 18 Monate bis zwei Jahre, bis ihre Herden wieder einigermaßen aufgestockt sein werden. Und ob das gelingt, ist fraglich. Möglicherweise droht eine ganze Lebensweise unterzugehen, nachdem viele Nomaden schon vom

Krieg in Selbsthaftigkeit - und das heißt oft Tageleohnertum und Armut - gezwungen wurden, weil ihre Wanderwege teilweise abgeschnitten wurden und bis heute vermint sind. Auf jeden Fall bilden sie eine neue Gruppe von afghanischen Binnenflüchtlingen. Viele Nomaden zogen in weiter nördlich gelegene Gebiete, um noch intakte Weiden zu finden. Das kann zu Konflikten mit anderen Bevölkerungsgruppen führen, weil die Weiderechte traditionell verteilt sind und Neuankömmlinge automatisch zu Rivalen werden. Andere haben brach liegendes, schlechtes Land um Jalalabad gepachtet - und Opiummohn gepflanzt, eine Kultur, die ohne viel Aufwand schnelles Einkommen bringt. Aber ironischerweise sorgt die Dürre auch dafür, daß diese Rechnung nicht aufgeht. Die Kapseln des verblühten Opiummohns sind in diesem Jahr viel kleiner als sonst. "Wir reden nicht über eine kurzfristige Krise", meint auch Barker von der FAO.

Währung im Absturz

Die Dürre verstärkt noch die katastrophale wirtschaftliche Situation in Afghanistan, in die die wenigen Flüchtlinge zurückkehren. In den letzten Wochen stürzte die afghanische Währung zunächst um 30 Prozent ab, um sich dann wieder - aber auf niedrigerem Niveau - zu fangen. Unter dem Strich verlor sie zehn Prozent ihres Wertes. Der Afghani ist nicht mehr das Papier wert, auf dem er gedruckt wird: Ende April hatte er den tiefsten Stand seiner Geschichte erreicht: 75.000 bekam man für einen US-Dollar. Theoretisch, denn in Kabul sorgten die Taleban dafür, daß die Wechselstuben-Besitzer die Scherengitter vor ihren Shops auf dem Geldbasar herunter ließen, um einen weiteren Absturz zu verhindern. Auch auf dem Chowk-e Yadgar, dem größten Markt für Afghani-Transaktionen in Peshawar im benachbarten Pakistan, waren mehrere Tage lang keine Geschäfte mit der afghanischen Währung mehr möglich.

Inzwischen hat sich der Afghani wie. Geldwechsler Azimuddin Yussufzai in Peshawar, der seinen Laden mit Afghani-Noten aus der guten alten Königszeit dekoriert hat, blickt ungläubig, als er nach dem Umtauschkurs gefragt wird. Niemand will derzeit das "Papier", wie der Afghani verächtlich genannt wird. Dann tippt er in seinen Taschenrechner: 64.000 Afghani zahlt er für einen Dollar. In Kabul hat sich der Kurs knapp über 60.000 eingependelt. Das ist beinahe schon ein guter Kurs. Zur gleichen Zeit stand der Afghani in der Taleban-Hochburg Kandahar noch bei 73.000 zum Dollar.

Für die Stabilisierung haben drastische Maßnahmen der Taleban gesorgt. Per

Dekret ihres geistigen Führers Mulla Muhammad Omar verboten sie ihren Untertanen, ausländische Währungen zu verwenden. Gezahlt werden darf nur noch in Afghani. Zuwiderhandelnde "werden von den Sicherheitsbeamten verhaftet und schwer bestraft", heißt es in dem Dekret. Mullah Omar fordert sogar dazu auf, diejenigen zu denunzieren, die weiter Rupien oder Dollar verwenden. Da die höchste Banknote der 10.000er-Schein ist, werden sich die Afghanen wieder daran gewöhnen müssen, bei größeren Transaktionen bündelweise Geld mit sich umher zu schleppen, statt in Rupien oder Dollars zu zahlen. Vorerst hält man sich an das Dekret. "Wenn die Taleban unsere Bartlänge kontrollieren kann", sagt ein Händler, "dann auch das."

Die Ursachen für die drastische Afghani-Entwertung sind vielfältig. Es existiert faktisch keine Wirtschaft mehr, so daß die Währung keinen Gegenwert in Waren mehr besitzt. Zudem droht wegen der gegenwärtigen Dürre in Afghanistans Südprowinzen ein Rückgang der Rohopium-Produktion - im vergangenen Jahr waren es 4.600 Tonnen -, was auf die Währung drückt. Außerdem beschuldigen die Taleban, wohl nicht ohne Grund, ihren wichtigsten verbliebenen Gegner Ahmad Schah Masud, mit Hilfe Rußlands - wo Afghanistans Währung seit Jahrzehnten gedruckt wird - Milliarden frische Afghani in Umlauf zu bringen, um die Wirtschaft gezielt zu unterminieren. Die Taleban erwogen bereits vorübergehend, in Schweden neue Banknoten in Auftrag zu geben. Aber das können sie sich nicht leisten. Sie leiden ohnehin unter Rekrutierungsproblemen für ihre bisher ausgebliebene Frühjahrs-offensive, so daß jeder Dollar für die Front gebraucht wird.

Der Kaufkraftverlust, der aus dem Afghani-Absturz resultierte, ist für den Durchschnittsafghanen eine Katastrophe, denn im Gegenzug stiegen die Lebensmittelpreise kräftig - das Hauptnahrungsmittel Weizenmehl um 40 Prozent.

Hilfsorganisationen vor Ort geben den Durchschnittsverdienst in Kabul mit 85.000 Afghani an, kaum mehr als ein Dollar - im Monat. Staatliche Bedienstete erhalten geringfügig mehr - 300.000 Afghani, aber auch das reicht nicht einmal für die monatliche Brotration. Mehl wird unerschwinglich, so daß kaum noch jemand daheim Brot backen kann und alle auf das Fladenbrot aus den öffentlichen Bäckereien umsteigen müssen, das als qualitativ schlechter gilt. Das wird zwar subventioniert und sein Preis ist gleich geblieben, aber die Bäcker greifen zu einem alten Trick: Sie machen das Brot kleiner.

Die Schlachter hingegen dürften der-

zeit sogar von den rapide gefallenem Viehpreisen profitieren, weil die Nomaden ihre letzten Tiere verschleudern müssen, um zu überleben.